

Uns fehlen die Worte

von
3sat 3sat

1. Auflage

[Uns fehlen die Worte – 3sat](#)

schnell und portofrei erhältlich bei [beck-shop.de](#) DIE FACHBUCHHANDLUNG

dtv München 2009

Verlag C.H. Beck im Internet:

www.beck.de

ISBN 978 3 423 34583 5

dtv

»Es war auf einer viertägigen Bahnreise eine einzigartige Freude, sich Wort für Wort auf der Zunge zergehen zu lassen. Sagenhaft, was da zusammengekommen ist. Oft musste ich lachen.«

Rafik Schami

Zu seinem 25-jährigen Bestehen rief der Fernsehsender ZDF / 3sat einen Wettbewerb aus um Wörter, die in der deutschen Sprache fehlen. Dies stieß bei den Zuschauern auf ein gewaltiges Echo. Mehr als 1000 äußerst kreative Wortfinder/innen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum meldeten sich, die meisten mit mehreren Vorschlägen. So musste die prominent besetzte Jury notgedrungen eine Auswahl treffen, durch die sie sich zu eigenen Wortgeschichten inspirieren ließ.

Alle Begriffe, die gesucht wurden, und alle Wortvorschläge kann man auf der Homepage von dtv und 3sat unter »Uns fehlen die Worte« nachlesen.

3sat

UNS FEHLEN DIE

Worte...

MIT EINEM VORWORT VON GERT SCOBEL

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über unsere
Autoren und Bücher sowie Themen, die Sie
interessieren, finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Originalausgabe

November 2009

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2009 der vorliegenden Ausgabe: ZDF / 3sat

Der Abdruck der Einzelbeiträge erfolgt mit freundlicher Genehmigung
der Autorinnen und Autoren.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise
Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Claus Lehmann

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Adobe Garamond und der Gill Sans

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34583-5

.....

INHALT

Vorwort von Gert Scobel

Wie Worte den Dingen Flügel verleihen 7

Peter Eisenberg

Das Gegenteil zu »dauern« 17

Eine männliche Matresse 19

Das (zwiespältige) Gefühl, wenn etwas
genau so kommt, wie man es gewünscht,
erhofft oder lange vorbereitet hat 27

Kirsten Fuchs

Unbeabsichtigter Anruf 31

Jemand, der sich Sorgen macht 35

Verlierspiel 38

Axel Hacke

Über das Suchen und Finden von Wörtern 46

Franz Hohler

Angegackert 57

Das Glimmerli 58

Ohallodu! 62

Günther Paal

Welt, Denken und Sprache 65

Kathrin Passig und Sascha Lobo

Wortwoselungen 76

Ernst Pöppel

Darwins geheime Protokolle
von der Insel »Syntopia« 84

Rafik Schami

Die ›Hand-zu-Hand-Zeitung‹ 96

Volker Strübing

Knöhrt da wer? 106
Des Großen Bruders kleine Brüderchen 108
Potozki 111

Feridun Zaimoglu

Dingsda 119

Die Autoren 127

.....

VORWORT

WIE WORTE DEN DINGEN FLÜGEL VERLEIHEN EINE PHILOLOGISCH-ENTOMOLOGISCHE BEMERKUNG

.....

September 1966, Montreux. Herr Nabokov wird fotografiert. Der Fotograf Philippe Halsman reist zusammen mit seiner Frau an. Bekannt gemacht haben ihn seine geradezu ikonografischen Bilder von Berühmtheiten und Stars wie Albert Einstein, Marilyn Monroe oder Audrey Hepburn. Sie begegnen Nabokov im vornehmen Hotel Montreux Palace. Dort wohnt Nabokov zu diesem Zeitpunkt bereits einige Jahre zusammen mit Véra, seiner Ehefrau, im sechsten und obersten Stockwerk des alten Flügels. Die Wohnungen nehmen fast die gesamte Front der Seeseite ein, auch wenn die Zimmer eher winzig sind und die Bücher, Akten und Papiere, die sich wie Schmetterlinge in der Wohnung hin- und herbewegen, kaum Platz finden. Nabokov und Halsman, ein gebürtiger Lette, dem Albert Einstein das Visum in die neue Welt besorgte, sprechen miteinander Russisch. Sie verstehen sich auf Anhieb.

Halsman will Nabokov möglichst natürlich fotografieren, sozusagen in seinem natürlichen Habitat. Und tatsächlich bleibt Nabokov ganz er selbst, während er, seine Frau Véra und sein Leben von Halsman mit dem Objektiv eingefangen werden. Während des Septembers und in den darauffolgenden Monaten und Jahren entstehen eine Reihe wunderbarer Fotografien – die besten von Nabokov, wie er selber sagt (und er hat, wie so oft, auch damit recht). Sie zeigen den Schriftsteller in den verschiedensten Situationen: bei der Schmetterlingsjagd im Freien oder zusammen mit Véra, die auf einem dieser Bilder die Schulter an Nabokov lehnt und dabei den Mann von der Seite anblickt, der all seine Bücher ihr allein gewidmet hat, ein wunderbares

Bild, das tatsächlich mehr als Worte sagt, nicht zuletzt, weil es ein jung verliebtes Paar zeigt, das 66 und 69 Jahre alt ist. Doch im September 1966 fotografiert Halsman Nabokov zunächst zu Hause in seinem Arbeitszimmer, dort, wo der Schriftsteller oft saß und »bei der Suche nach einem Wort ins Leere starrte«, wie Bryan Boyd in seiner meisterhaften Biografie bemerkt.

Nabokov ist auf diesem Bild umringt von Büchern. Links ein kleiner Schreibtisch, darauf eine Uhr und eine Schreibtischlampe, die ihn beleuchtet. Er hält seine rechte Hand an die Stirn, den Zeigefinger über der Augenbraue, denkt nach, versunken in seinen großen Sessel – ein stiller Jäger. Das Bild zeigt sogar, was er jagt: die Sprache. Sie bildet das eigentliche Zentrum seiner Welt, das, was Nabokov ein Leben lang umtrieb, aber unter normalen Umständen auf einem Bild so gut wie unmöglich sichtbar gemacht werden kann. Auf diesem Bild jedoch zeigt sie sich offen, stellt all ihre Wörter und mit ihnen sogar das umfassendste mobile Museum der Wörter vor. Für Nabokov ist es wie eine Heimat, die er sich gelegentlich sogar nachschicken ließ, wenn sie ihm besonders fehlte. Vor ihm liegt aufgeschlagen seine Bibel: das große Webster's Dictionary, in dem der Wortakrobat mit derselben energiegeladenen Lust neue Wörter sucht, wie er in den nahe liegenden Alpen oder in der freien Natur des Grand Canyon seine kleinen blauen Schmetterlinge jagt. Immer wieder durchkämmt er das Buch systematisch bei seinen Recherchen (Nabokov notiert gerne Kuriositäten wie *kinbote* – das Wort wird einer der Hauptfiguren seines Romans ›Pale Fire‹ den Namen geben –, *caruncle* oder *borborygmus*). Ebenso erforscht er überall in der Natur, wenn sich ihm die Gelegenheit bietet, die Gestalten der Schmetterlinge, um sie – ähnlich wie die Worte – anschließend in einen neuen, ordnenden Zusammenhang, eine neue Taxonomie zu bringen, die dennoch nicht ihren Glanz, ihre im Sonnenlicht aufscheinende Schönheit stört, sondern im Gegenteil noch mehr. Ein Wort wird schöner, wenn es von anderen umgeben ist, die ihm helfen, seine geheimen Bedeutungen ans Tageslicht zu bringen.

Nabokov schrieb schon bald nach seiner Flucht vor den Nazis, zunächst aus Berlin (zusammen mit seinen Eltern wohnte Nabokov im Grunewald, später dann in Wilmersdorf, wo seine Eltern einen beliebten Salon unterhielten) und dann aus Paris, im Exil mit neuen, ihm jedoch von Jugend an vertrauten Wörtern nun in Englisch statt in Russisch weiter. Während der Zeit, in der ›The Real Life of Sebastian Knight‹ entstand, arbeitete Nabokov parallel im Museum of Natural History in New York, dann im Labor des Museums für vergleichende Zoologie in Wellesley und später in Harvard. Er erforschte die Wörter ebenso wie die Schmetterlinge. Als ordentliches Mitglied der Entomologischen Gesellschaft in Cambridge hielten ihn die professionellen Wissenschaftler, mit denen der Schriftsteller sich gerne traf, für einen der ihren – einen Entomologen und Forscher, der nicht nur etwas über *Lepidoptera* (Schmetterlinge oder Falter) zu sagen hatte, sondern zuweilen auch über *Coleoptera* (Käfer). Im Labor untersuchte Nabokov akribisch die männliche Genitalstruktur seiner *Lycaeniden* – eine der elf nordamerikanischen Schmetterlingsfamilien, auch Bläulinge genannt, zu denen die bewusst an Proust erinnernde Gattung der *Madeleinea* gehört.

Ebenso sorgfältig wie den Schmetterlingen nähert sich Nabokov der Sprache, deren einzelne Elemente er mit ähnlicher Genauigkeit erforscht. Er seziiert das Geschlecht der Worte und untersucht ihre Herkunft und Abstammungslinien, ihre von Kontinent zu Kontinent sich verändernde Morphologie und ihre spontan auftretenden Variationen in jenen sprachlichen Gegenden, die er gut kennt und immer wieder durchwandert – das Russische, Englische und Französische. Seine philologisch-entomologischen Untersuchungen führten ihn nicht nur zur Entdeckung neuer Schmetterlinge (eine Gattung ist nach ihm benannt). Nabokov findet auch neue Worte. Oder besser, er erfand sie – so wie seine Geschichten. Denn kann man unbekannte Worte überhaupt finden und entdecken, so als wären sie immer schon wie Schmetterlinge umhergeflogen, nur dass noch niemand sie je zu Gesicht bekommen hätte? Nun mögen

manche auf einen Schmetterling verzichten können. Was aber geschieht, wenn man ein Wort nicht hat? Was geschieht dann mit den Dingen? Hätte man sie in diesem Fall überhaupt in der Hand des Geistes, um sie zu begreifen?

Um nichts anderes aber geht es beim genaueren Verstehen der Welt, die sich dem Verstand um so mehr zu entziehen weiß, je weniger er einen Begriff für sie hat. Doch manchmal fehlen eben die Worte. Nicht aus Verlegenheit, sondern aufgrund von ganz grundlegenden, geradezu metaphysischen Ursachen. Dass ausgerechnet das Bildmedium Fernsehen unter dem Motto *Uns fehlen die Worte* dazu aufrief, neue *Wörter* zu suchen, mag seltsam erscheinen. Vielleicht ist es aber auch einer der besten Beweise dafür, dass Kultur, Wissenschaft und Philosophie längst schon im Fernsehen eine Heimat gefunden haben. 3sat jedenfalls liegt daran, unsere Zeit nicht nur in den richtigen Bildern zu erfassen, sondern, der Aufgabe der Philosophie entsprechend, auch in Gedanken. Deshalb engagiert sich 3sat für die Worte – ähnlich wie dies mit dem Buch ›100 Wörter des Jahrhunderts‹ bereits 1999 geschah. Wer sich jedoch auf die Suche nach Sinn und Worten einlässt, erkennt bald, was Sprachwissenschaftler längst wissen: Zuweilen fehlen die Worte, weil die Sprache sie noch nicht erfunden hat. Nun kann man einwenden, dass »wir« in gewisser Weise die Sprache »sind«. Tatsächlich lebt die Sprache mit uns und unserer Aufmerksamkeit für die Welt. Ein fehlender Begriff deutet in jedem Fall auf etwas noch nicht Gesehenes, noch nicht Benanntes hin – gleich aus welchem Grund. Doch sollte man diesen Umstand tatsächlich gleich mit der starken These erklären, es hätte eben die evolutive Notwendigkeit gefehlt? Ist alles, was die Evolution entwickelt, notwendig – und nicht manches auch ein Zufall, etwas, was sich in einem »Spiel« ergeben hat? Und warum hat keine Notwendigkeit bestanden, im Deutschen ein Wort zu finden für jene Deutschen, die einen multinationalen, multiethnischen Hintergrund haben?

Unbestritten ist, dass uns nicht nur Worte, sondern zuweilen auch Wörter fehlen. Aus diesem Grund rief 3sat seine Zuschauerinnen und Zuschauer zu einem Wettbewerb auf, um einige der Wörter zu (er)finden, die in der deutschen Sprache fehlen. Man mag entgegnen, ein Wort zu finden sei nicht besonders viel in diesen Zeiten. Schließlich sind Worte am Ende nur »eine Aneinanderreihung von Schriftzeichen oder Lauten, die einen Begriff, eine Vorstellung oder einen Gegenstand bezeichnen«. Und doch sind Worte mehr. Sie bedeuten etwas. Wer sie richtig zu benutzen weiß, sie richtig verbindet, findet in ihnen nicht nur Poesie und zuweilen einen plötzlichen Glanz, in dem die Welt aufscheint. Worte stellen am Ende auch das verlässlichste Mittel der Kommunikation und der Enträtselung von Sinn dar. Wenn wir, wie Nabokov es in seinem Essay über die Literatur als Kunstform beschrieb, tatsächlich alle vom Obergeschoss unserer Geburt dem Tod auf den Grabplatten des Kirchhofs entgegentürzen und dabei wie Alice im Wunderland »nach dem Sinn der Muster auf der vorüberfliegenden Wand« fragen, dann sind es die Worte, mit deren Hilfe wir sie entziffern können. Fehlen sie, dann droht der erzählerische Faden zu reißen; die Ordnung unseres Lebens zerfällt und das Muster zerfließt, ohne dass wir es verstanden hätten. Fehlt uns ein Wort, dann ist es, als ob der entscheidende Puzzlestein im Gefüge der Welt fehlt, ohne den weder unser Geist noch unser Gehirn das Bild dieser Welt je vollständig enträtseln oder zu einer verständlichen Einheit zusammensetzen können. Der Neurowissenschaftler Ernst Pöppel schrieb auf der 3sat-Seite zum Wettbewerb *Uns fehlen die Worte*:

»Hirnforschung ist eine merkwürdige Wissenschaft: Man lernt vor allem von Störungen. Ein Patient, nach einem Unfall ohne Sprache, die er dann mühsam zurückeroberte, sagte mir: ›Die Gedanken finden die Wörter nicht mehr.‹ Was zuerst zurückkam, waren neue Wörter; es war Sprache, doch keiner verstand sie. Funktionswörter hingegen – der, die, das, aber, auch, weil –

waren ungestört, wie auch ausgedrückte Gefühle und Rhythmus der Sprache. – Was kann man daraus lernen? Wir haben ein Lexikon für Wörter, das beim Sprechen an Gedanken angekoppelt wird. Wir haben sogar zwei Wörterbücher, eines für Inhalte, eines für Funktionswörter. Ein weiteres Gehirnprogramm lässt uns Gefühle in der Sprache zum Ausdruck bringen; ein noch anderes den zeitlichen Rhythmus einhalten. – Außerdem: Wir wählen Wörter abhängig von der Situation; im Sprechen zeigt jeder soziale Intelligenz, denn nicht immer kann man alles sagen. Wörter lassen unausgesprochen anderes mitschwingen, besonders die emotionale Tönung. Hier lernen wir von Dichtern.«

Und, im Falle dieses Buches, von den 3sat-Zuschauerinnen und Zuschauern, die mit ihren überraschenden Vorschlägen dem imaginären, weil ständig sich verändernden Wörterbuch des Deutschen neue Einträge hinzugefügt haben. Von dieser Kreativität können wir alle lernen. Und so zeigen auch die Dichter, Denker, Journalisten und Schriftsteller in diesem Buch, wie man es macht, mit Erfindungsreichtum und Elan, aber auch mit Logik und semantischem Lächeln den Mut zu haben, einfach das zu erfinden und in eine Geschichte einzufügen, was uns fehlt. Manches sehen wir nur, weil wir davon in Geschichten erzählen können. Und so ist dieses Buch im Grunde eine Art Literaturkurs in nuce. Man hätte wenig von der Arbeit der Literatur verstanden, wenn man behaupten würde, es gehe doch in Dichtung und Schriftstellerei lediglich darum, ein Wort nach dem anderen in der richtigen Reihenfolge aufzuschreiben. Sicher. Auf den ersten Blick scheint zunächst zu dieser einfachen Idee vom Gedankengang – einen Fuß vor den anderen setzen, wenn auch zunächst nur auf einem vorgestellten Weg – die Beobachtung zu passen, dass die meisten Worte tatsächlich aus rein pragmatischen Zwecken erfunden wurden. Man wollte Türme bauen, Mammuts jagen, Menschen nach Möglichkeit

nicht verwechseln und Sätze sagen können wie: »Gib mir das Fell, sonst ziehe ich es dir über die Ohren.« Manches verdankt der Mensch dabei dem FOXP2-Protein, das bei der Sprach- und Sprechfähigkeit eine zentrale evolutive Rolle spielte und dem Menschen dabei half, sich von den anderen Affen zu unterscheiden. Und doch diente Sprache zunächst nicht in erster Linie dazu, Sonnenuntergänge in Worte zu fassen, Liebesgedichte zu schreiben oder die komplexen Metamorphosen eines Schmetterlings bis auf die molekulare Ebene hinunter in Begriffen zu erfassen. Aber es sollte anders (und eben auch dazu) kommen, dank der Evolution, die mehr erfordert als ein einziges FOXP2-»Sprachgen« – nämlich die umfassende Interaktion und Entwicklung von kommunikativen (wenn auch dauerhaft affenähnlichen) Lebewesen, die Jahrmillionen später ihren Kindern mit Fix und Foxi den Weg in die Welt ebneten.

Aber dieses Buch verlässt die ausgetretenen Trampelpfade des pragmatischen Zweckdenkens – und darin besteht sein literarischer Reiz. Prominente Autoren zeigen, wie man für etwas, das man zwar kennt oder zu kennen meint – ein Ding, ein Zustand, ein Gefühl – endlich auch das passende Wort finden kann, wenn man nur wendig und gründlich genug danach sucht. Nichts käme dem, was ein Schriftsteller tut, näher, als eben dieses »Material« seines künstlerischen Tuns (die Wörter, auch die, die es noch nicht gibt) mithilfe einer Geschichte herzustellen (die paradoxerweise und, um dem Gödelschen Theorem Genüge zu tun, ebenfalls aus Wörtern besteht, was die Cambridge Enzyklopädie der Sprache immerhin veranlasste, darauf hinzuweisen, dass Wörter eben doch eine recht heikle Position genau an der Schnittstelle zwischen Morphologie und Syntax besetzen). Wer jetzt noch einwendet, dass Schriftsteller eben doch nur bessere Klempner sind, der sei darauf hingewiesen, dass sie im Gegensatz zu Hobbybastlern und Sonntagskünstlern wenigstens wissen, wann ihnen in ihrem Werkzeugkasten etwas fehlt. Wie in jedem Handwerk gilt auch für das Dichten (es heißt daher ja auch: Dichtung) der Grundsatz, dass

ohne gutes Werkzeug nichts gelingt. Nur wer mit soliden Werkzeugen ausgestattet ist, kann ans Werk gehen. Es mag dann sakrisch einfach aussehen, wenn man statt zu salbadern saldiert und schnell klemmende Wortschrauben lösen kann, ohne sie gänzlich zu verdrehen. Es hilft, sich nicht nur auf Pragmatik zu verstehen, sondern auch über syntaktische und semantische Kenntnisse zu verfügen. Nur so kann es gelingen, an einer besonders heiklen Stelle nicht verwirrt zu sein, dass fruchtig etwas mit frugal, aber Frugalität mit Einfachheit zu tun hat. Man muss eben genau hinschauen, wenn man das Geschlecht von Bläulingen bestimmen will. Ähnlich ist es mit den Worten. Wie nennt man eine männliche Mätresse? Oder jemanden, der sich immer wieder als Opfer sieht? Und wie verhält es sich mit jenen Menschen, die einen multinationalen Hintergrund haben, aber keine Migrant*innen sind? All das gibt es. Aber wie nennt man es richtig?

Fest steht: Wenn diese erst zu findenden, neuen Wörter zu vage und leicht sein sollten, dann schlüpfen sie wie Nabokovs Schmetterlinge durch das Netz der Gedanken, die im Grunde nichts anderes als weitmaschige Käse sind, mit denen wir in der Welt herumfuchtel*innen und versuchen, feinste Bedeutungen einzufangen, um dann am Ende des Tages endlich die bunte, filigrane Beschaffenheit jener dynamischen Lebewesen studieren zu können, die sich von ihrer Geburt bis zu ihrem Tod derart verändern, dass wir sie zuweilen nicht wiedererkennen. Kurzum: Nicht nur für Gefühle, sondern auch für alltägliche Begebenheiten, für Dinge und Sachen sind die Maschen der Vorstellung, des Alltagsverständes und der Bilder gelegentlich zu weit gespannt. Es gelingt uns nicht, die passenden Worte einzufangen. Und doch wäre es falsch, blindlings weiter in die Luft zu greifen, um ein beliebig umherflatterndes Wort zu kaschen, es zu betäuben, zu töten und mit einer Nadel in einem grammatischen Setzkasten zu fixieren, um dann am Ende doch verlegen zu erkennen, dass all das eben nicht ausreicht, um wirklich neue Bedeutungen zu kaschieren (womit ursprünglich gemeint

war, verschiedene Gewebe, etwa alte und neue, so miteinander zu verbinden, dass man eine schöne Bühnendekoration damit herstellen kann).

Zugegeben: Die Materie der Sprache, die Wörter, sind fein, schnell und beweglich. Mal glänzen sie wie Goldstaub – dann wieder sind sie stumpf und unsichtbar. Dass mit Worten die Welt überhaupt einzufangen ist, ist das große Geheimnis der Sprache. Aber ein Wort zu verstehen bedeutet eben mehr, als einen bestimmten seelischen Zustand zu haben (wir alle würden Zustände bekommen, wenn es so wäre). Zu verstehen beinhaltet eine Kompetenz, die von Mensch zu Mensch überspringt: Eine Fähigkeit, ein Wort wie ein Werkzeug zu gebrauchen, um sich in der Welt, der inneren wie der äußeren, zurechtzufinden. Geist ist diese Fähigkeit, die von Mensch zu Mensch überspringt. Nabokov schrieb in seiner Erzählung *Götter*: »Für Worte gibt es keine Schranken. Versteh das doch!« Dem liegt die Gewissheit zu Grunde, dass Worte sich ebenso wie der Geist dank ihrer schmetterlingsgleichen Verwandlungsfähigkeit allen Gestalten der Welt anzupassen vermögen. Auf diese Weise können sie sie abbilden. Es besteht also kein Grund, es dabei zu belassen, dass es bestimmte Wörter eben nicht gibt, obwohl es sie doch eigentlich geben könnte, weil es die Dinge, Gefühle oder Situationen gibt, für deren Beschreibung man sie sucht.

Das Buch, das Sie gerade in der Hand halten, fängt auf anekdotische, humorvolle, erzählende und zuweilen ironische Weise solche neuen Worte ein. Vielleicht hat sich Nabokov bei der Lektüre seines Wörterbuches, das er so sehr schätzte (daraus im Wissen, dass es immer unvollständig bleiben würde), zuweilen ein solches Buch wie dieses hier vorgestellt. Wenn Sie es aufklappen, ähnelt es einem Schmetterling mit zwei Flügeln. Ich gebe zu, dass dies auf die meisten Bücher zutreffen könnte (wobei es Unterschiede gibt, etwa bei den Büchern, aus deren Thorax-Rückenplatte sich ein Bändchen entrollt, das dann wie ein kleiner Schmetterlingsrüssel den Gesamteindruck noch zu

verstärken in der Lage ist). Dies Buch hier ist besonders, weil es von besonders seltenen Schmetterlingen, vor allem aber von der Schmetterlingsjagd selbst handelt. Es beinhaltet Geschichten, denen es gelingt, die mal flatterhaften, mal sich völlig ruhig und bewegungslos verhaltenden Worte einzufangen, obwohl sie sich zuweilen mit ihren Flügeln tarnen, als ahmten sie Blätter nach oder Wassertropfen. In der Literatur geht es darum, Worte und Geschichten so zu verbinden, dass am Ende die Idee eines kleinen blauen Schmetterlings auch in der Sprache so leuchten kann wie in der Wirklichkeit.

Gert Scobel
Mai 2009

Bryan Boyd, *Vladimir Nabokov. Die amerikanischen Jahre 1940–1977*, Reinbek 2005; zum Webster's Dictionary vgl. S. 503, 590, 695, 773.

David Crystal, *Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache*, Frankfurt und New York 1995, S. 91 und 293 f.

Vladimir Nabokov, *Götter*, in: *Erzählungen 1. 1921–1934*, Reinbek 1989, S. 86–98, S. 97.

Ders., *Die Kunst des Lesens. Meisterwerke der europäischen Literatur*, Frankfurt am Main 1991, S. 453–465.

Elmar Waibl/Franz Josef Rainer, *Basiswissen Philosophie in 1000 Fragen und Antworten*, Wien 2007, Nr. 253.

.....
PETER EISENBERG

DAS GEGENTEIL ZU »DAUERN«
.....

Im heutigen Deutsch gibt es zwei Verben *dauern* mit unterschiedlicher Herkunft und Bedeutung. Das erste leitet sich vom Adjektiv *teuer* her und besagt ursprünglich, dass jemandem etwas »nicht teuer« ist. Daraus hat sich die Bedeutung »Mitleid erregend« entwickelt wie in *Ihr Schicksal dauert ihn*. Das Wort ist keineswegs aus unserem Wortschatz verschwunden, wird aber selten verwendet. Es gehört nicht der Alltagssprache, sondern einer gehobenen Stilschicht an. Wer es verwendet, signalisiert meistens eine Art von distanzierterem Pathos. So ist ganz natürlich, dass keiner der etwa 25 Zuschauervorschläge auf dieses Verb Bezug nimmt.

Das zweite Verb, das ganz geläufig ist und einem zuerst einfällt, bedeutet »Bestand haben, in der Zeit ohne Änderung fortbestehen«. Es geht auf das lateinische Adjektiv *durus* (»hart«) bzw. das davon abgeleitete Verb *durare* (eigentlich »hart sein«) zurück. Ein Bedeutungsanteil dieser Art findet sich noch im Substantiv *Dauer* (*Etwas ist nicht von Dauer* kann bedeuten »Etwas ist nicht stabil«) sowie im Adjektiv *dauerhaft*. Das Verb hat dagegen fast immer eine rein zeitliche Bedeutung wie in *Das dauert zwei Stunden; Das dauert ihr zu lange; Das dauert und dauert*.

Was sollte man nun als »Gegenteil« des zweiten Verbs *dauern* ansehen? Die Bedeutung gibt keinen Hinweis auf eine bestimmte als die einzige oder auch nur beste oder »richtige« Lösung. Wir kommen auch nicht viel weiter, wenn wir die wichtigsten Verbableitungen zu Rate ziehen, das sind *andauern*, *ausdauern*, *fortdauern*, *überdauern*. Man kann sie sämtlich aus der Grundbedeutung herleiten, wobei vielleicht *ausdauern* noch am ehesten das ursprüngliche Bedeutungselement »hart, stabil« enthält.

Aber auch das hilft nicht weiter, und so ist kaum erstaunlich, dass die Zuschauervorschläge nicht einheitlich sind.

Soweit Verbbedeutungen den zeitlichen Verlauf von Vorgängen oder Zuständen betreffen, werden sie in den meisten Grammatiken mithilfe sog. Aktionsarten beschrieben. Die einfachste aller Aktionsarten ist die durative, wie sie geradezu prototypisch bei *dauern*, aber auch bei Verben wie *schlafen*, *klingen*, *suchen* und vielen anderen vorliegt. Der durativen stehen viele Typen von nichtdurativen Aktionsarten gegenüber, z. B. die ingressive (Beginn eines Vorgangs, *einschlafen*), die iterative (wiederholend, *klingeln*) und die punktuelle (auf einen Zeitpunkt beschränkt, *finden*).

Für das durative Verb *dauern* liegt ein punktuell Verb als »Gegenteil« nahe. Viele Zuschauer machen Vorschläge, die dem genau oder annähernd entsprechen: *kürzern*¹, *inpern*², *klockeln*³, *kurzweilern*⁴, *momenten*⁵, *augenblicken*⁶, *plätzen*⁷, *undauern*⁸, *entdauern*⁹. Fast immer ergibt sich unmittelbar, was mit dem Verb gemeint ist, nur bei *inpern* (vielleicht von lateinisch *perpetuum* »ewig« und *in* wie in *inoffiziell*, *indiskret*?) und *klockeln* (vielleicht Bezug auf niederdeutsch *klocke* »Glocke, Uhrzeit« oder englisch *clock*?) ist man auf ein wenig Spekulation angewiesen.

Noch etwas zahlreicher sind Vorschläge mit einer Bedeutung, die sich auf den ersten Blick deutlich, bei näherer Betrachtung aber nur geringfügig von *dauern* unterscheidet. Dazu gehören *raschen*¹⁰, *flinken*¹¹, *speeden*¹², *flotten*¹³, *schnellen*¹⁴, *schnellern*¹⁵, *zitten*¹⁶, *raschern*¹⁷, *schleunigen*¹⁸, *hurten*¹⁹. Gemeinsam ist ihnen das Bedeutungselement »Beschleunigung«. Der Vorgang soll sich nicht wie bei *dauern* gleichmäßig in der Zeit abspielen, sondern er soll sich beschleunigen. Dabei kommen je nach verwendetem Wortstamm unterschiedliche weitere Bedeutungselemente oder auch nur stilistische Elemente hinzu, ohne dass jedoch das Grundelement »Beschleunigung« angetastet würde. Die Ausdrucksmöglichkeiten sind vielfältig. Genau genommen bleiben alle Verben durativ, denn sie besagen nur, dass der Vor-

gang beschleunigt wird und nicht, mit welchem Anfang, zu welchem Ende oder Ziel, mit welcher Dauer usw. das geschieht. Das Gegenteil von etwas ist, wie die Strukturalisten sagen, sein nächster Verwandter. Deshalb kann man vielleicht sagen, dass diese kleine, aber signifikante Veränderung der Bedeutung als das nächstliegende Gegenteil von *dauern* gelten darf. Nur nebenbei bemerken wir, dass kein Zuschauer auf die Idee kommt, eine Verlangsamung (»negative Beschleunigung«) ins Spiel zu bringen. Der Mensch denkt eben erst einmal positiv.

Als Gewinnerwort schlagen wir *hurten*¹⁹ vor. Das Wort klingt gut und passt gut. Durch Bezug auf das sprechende Adjektiv *hurtig* (»schnell, behände«) zeigt es klar, was seine Bedeutung sein kann. Vielleicht trüge es sogar zum Erhalt des sehr alten Stammes *hurt* bei, der heute ja nur noch in *hurtig* fortlebt. Ursprünglich liegt dieser Stamm Wörtern wie *Hirsch*, *Widder* und *Hirn* zugrunde, sodass seine Bedeutung in einer Wortgeschichte angegeben wird als »wie ein Widder mit den Hörnern stoßen«. Einer derart grundierten Dynamik kann man sich kaum verschließen.

EINE MÄNNLICHE MÄTRESSE

Was eine männliche Mätresse sein könnte, wissen viele Zuschauer recht genau, aber ganz unterschiedliche Meinungen gibt es darüber, wie ein Wort mit dieser Bedeutung aussehen sollte. Zwei Hauptwege werden beim Wortbau beschritten. Einmal knüpft man an der Form *Mätresse* an und kommt zu Wörtern wie *Mätressand*²⁰. Zweitens wird versucht, die gegebene Bedeutung mit gänzlich anderen sprachlichen Mitteln zu erfassen, beispielsweise als *Lustgesell*²¹. Beide Verfahren sind im Deutschen gut etabliert, wenn es um Wortpaare geht, deren Bedeutungen sich durch die Merkmale männlich – weiblich unterscheiden. Wir haben einerseits Paare wie *Dieb – Diebin*, *Enkel – Enkelin* (seltener umgekehrt *Ente – Enterich*). Anderer-

seits haben wir *Mann – Frau, Knecht – Magd, Mannequin – Dressman*, bei denen die Paarbildung nicht an der Form sichtbar und hörbar wird. Generell verwendet man ein Substantiv mit dem grammatischen Geschlecht Maskulinum, wenn es um männliche Lebewesen geht, und eins des grammatischen Geschlechts Femininum, wenn weibliche Lebewesen gemeint sind. Dieser Zusammenhang besteht allgemein, aber nicht in jedem Einzelfall. Wir kommen darauf zurück.

Wie ist nun das Wort *Mätresse* gebaut, wo kommt es her und was bedeutet es im Sprachgebrauch des heutigen Deutsch? Ein direkter Bezug besteht zu lateinisch *magister*, das seinerseits auf *magnus* (»groß«) zurückgeht und »Vorsteher, Lehrer« bedeutet. Das Wort ist aus dem Lateinischen in viele Sprachen gelangt und findet sich beispielsweise im deutschen *Meister* und im Französischen *maître* wieder. Auf *maître* ist *mâtresse* als feminine Form bezogen, so wie wir es etwa auch in *Baron – Baronesse* und ähnlich in *Steward – Stewardess* vorfinden. Wahrscheinlich während des Dreißigjährigen Krieges gelangt *Maitresse* im Rahmen eines riesigen Entlehnungsschubs aus dem Französischen ins Deutsche und wird in der Schreibweise zu *Mätresse* verändert. Wichtig ist, dass das Wort zunächst wie im Französischen nicht nur »Geliebte« bedeutet, sondern einfach auch »Herrin, Meisterin, Lehrerin«, wie man es wegen des Bezugs auf *maître* ja erwartet. Im Französischen hat es bis heute beide Bedeutungen bewahrt, d. h., man kann das Wort dort durchaus mit einer »neutralen« Bedeutung verwenden, wenn ein entsprechender Kontext vorliegt.

Im heutigen Deutsch ist das anders. Unsere Wörterbücher geben als Bedeutung einfach »Geliebte« (Wahrig, Deutsches Wörterbuch) oder aber »Geliebte eines Ehemanns« (Duden, Deutsches Universalwörterbuch) an. Beide fügen hinzu, früher sei vor allem die »Geliebte eines Fürsten« gemeint gewesen. Das kann jedoch schon in Ermangelung einer größeren Zahl solcher Liebhaber bzw. des öffentlichen Interesses an ihnen nicht mehr die Hauptbedeutung sein. Immerhin scheint die Zuschreibung